

Kinderaugen.

Strandbilder von G. K. Klitzsch.

Ein schweres Gewitter war in der Mittagsstunde über Berlin niedergelassen. Am Spätnachmittag hatte es zu regnen aufgehört. Die frühlings-Sonne schien wieder vom blauen Himmel herab und ließ tausend blitzende Diamanten in dem wasserhellen jungen Laub des Tiergartens aufleuchten. Die Luft war weich und dunstig, frisch und ermatend zugleich.

Dr. Herwart schritt die Hofdürgen-Allee hinab. Er machte diese Spaziergänge in der Dämmerstunde öfter, um sich etwas einzulassen zu lassen. Die sauerstoffhaltige Luft unter den alten Bäumen würde befruchtend auf sein Centralorgan, wie er behauptete. In der Einsamkeit des Parks war ihm schon mancher Gedanke gekommen, der ihm für das Wohl und Wehe der Menschheit höchst wichtig erschien. Er wußte, daß man Psychologie am besten durch Beobachtungen am eigenen Selbst studiert. Dot ihm aber das geklügelte Ich nicht genug studierenswertes Material, so machte er psychologische Studien an den Vorübergehenden. Er bildete sich auf seine psychologischen Kenntnisse etwas ein. Lange Zeit hatte er es als einen wahren Sport betrieben, aus den Gesichtszügen auf den Charakter die Fähigkeiten und Schwächen zu schließen, und einmal in vorgeschrittener Nacht stunden beim sechsten Stiergrog hatte er sich zu der Behauptung vertrieben, er könne es jeder Frau schon an der Nase an, ob sie glücklich verheiratet, geschieden oder Wittwe sei. Wenngleich ihm das später selbst ein wenig übertrieben erschien, so hatte er doch vor seiner erprobten Menschenkenntnis eine gewaltige Hochachtung. Er hatte sich anderen gegenüber so oft seines untrüglichen Schärfsinnes gerühmt, daß er schließlich selbst fest an ihn glaubte.

An diesem Frühlingssamstag aber hatte er kaum Gelegenheit zu Charakterstudien. Die Wege waren feucht und weich und nur wenige Spaziergänger hatten sich hinausgewagt. Der Doktor schwebte einen der einsamen Wege unter den hängenden Zweigen entlang, aber mit dem „Einfaltenlassen“ ging es auch nicht recht. Der warme, weiche Dunst, der aus der nassen Erde und dem dampfenden Straßenaufstieg, umwehte ihn in die Sinne und erwies sich für die Gedankenarbeit des selbstgeschaffenen jungen Philosophen wenig förderlich. Er schritt trübselig dahin und gab seinem geplatzten Central-Organ, von dem die Menschheit noch viel Schönes und Großes erwarteten durfte, Ferien.

Als seinen Träumereien wurde er plötzlich durch das Erscheinen einer Dame aufgebrochen. Sie war ihm entgegen gekommen und er hatte sie erst bemerkt, als sie in seiner nächsten Nähe war. Mit dem durchdringenden Blick des großen Psychologen sah er sie an. Auch ihr mochte die Begegnung überraschend gekommen sein. Ein klein wenig erschrocken blühte sie ihm voll ins Gesicht. Die dunklen Augen, die einen Moment starr auf ihn gerichtet waren, irreführten ihn sofort. Es waren große, tiefe, schwarzwälderartige Kinderaugen, aus denen eine geheimnisvolle Welt von Unschuld und Jungfräulichkeit ihm entgegenstrahlte. Sie wirkten um so eigenartiger, als sie in sonderbarem Kontrast zu dem ganzen Gesicht standen. Sie schienen zu den blonden Locken, die sich um die Schläfe kräuselten und die weiße Stirn freiliegen, zu den roten Backen und der kleinen, zierlichen, nichts weniger als klassischen Nase, zu dem kräftigen Kinn und den impetueux gefunden Lippen nicht zu passen. Das Bemerkte das wunderbare Gesicht des jungen Gelehrten trotz der flüchtigen Begegnung wohl. Der Doktor sah der Dame nach. Die Figur war mittelgroß, die geschätzten Röcke ließen kleine Füße sehen und zierlich modellirte Gelenke. Taille und Hüften waren ein bisschen stark, im Ganzen aber war die Erscheinung eigenartig und schön.

Ja sie war hübsch, das hatte der Doctor trotz aller Gelehrsamkeit doch in erster Linie konstatiert. Einen Augenblick dachte er daran, umzukehren und sie anzusprechen. Aber er mußte über sich selbst lachen. Die ungeschuldbollen Kinderaugen ermutigten so absolut nicht zu galanten Ermahnungen. Er setzte seine Promenade fort, aber das liebliche Bild verließ ihn nicht.

Was hatte er diese Augen schon gesehen? Er sann und sann. Endlich erinnerte er sich. In der Dresdener Gallerie in der Mittheilung der Modernen hängt ein Bild von Gabriel War: „Vater unser“. Ja es waren die angestellten, tiefen, großen, jungfräulichen Kinderaugen des Mädchens, das dort in inbrünstigem Gebet kniet. Das Gesicht war anders, aber die Augen waren dieselben. Er fragte sich, wie diese melancholischen, räthselhaften Augen in den Körper kamen, der so fest und gesund ausah. Während er durch den linken Nebel schritt und die warme frische Luft sich wie ein Thau auf ihn legte, machte er sich allerhand Geschichtchen zurecht: von dem Kinde, daß in früherer Jugend die Welt aufwachte, dem jungen Mädchen, das nichts von der Welt kennt, als was die sorgende Mutter ihm sagt, das still und unbemerkt zum Wege herandrängt und dem nun die Frage in den Augen brennt nach Zweck und Bestimmung der Frau, der im Herzen tief verborgene Wunsch nach Entschleiherung des Bildes, das man bis dahin ängstlich vor ihm verhüllte.

So träumte er. Da begegnete er ihr auf seinem planlosen Spaziergang zum zweiten Mal. Im ersten Augenblick war es ihm, als müßte er seinen Hut ziehen. Sie sah ihn wieder mit den großen geheimnisvollen Augen an. Aber

um den Mund schien diesmal ein Lächeln zu zucken, flüchtig, kaum wahrnehmbar. Wie er sich vergewissern konnte, war sie vorüber. Als er sich endlich entschlossen hatte, ihr zu folgen, fand er sie nicht mehr. Sie war längst im Nebel verschwunden.

Nicht so schnell aber entschwand ihr Bild seinen Gedanken. Immer wieder tauchte es vor ihm auf. Zur Arbeit fehlte ihm die Luft. Das Mädchen beschäftigte ihn mehr als er sich selbst eingestehen wollte. Der träumerische Ausdruck der Kinderaugen ließ ihn nicht los und es war ihm ein eigenartiges Vergnügen, sich allerhand Schicksale der schönen Unbekannten zusammen zu reimen. Ein paar Wochen nach der ersten Begegnung fuhr ihm das Mädchen in einer Droschke auf der Potsdamer Straße vorbei. Neben ihr saß eine ältere Dame. Sie selbst trug einen Reifemantel, auf dem Knäselbedeckte waren Kettenfäden aufgekämmt. Kein Zweifel, sie verließ Berlin. Sie sah ihn, und wieder schien es ihm, als ob ein flüchtiges Lächeln über ihr Gesicht huschte. Er bildete dem Wagen lange nach. An diesem Tage war ihm zu Muthe, als hätte er Abschied von einem alten Freunde genommen. So groß war der Pfah, den sie in seinem Denken eingenommen hatte.

Auf den Frühling war ein heißer Sommer gefolgt. Dem Doktor wurde Berlin unheimlich. Er sah sich nach neuen Eindrücken, nach andern Menschen. Er ging nach Nordbergn. Am Abend seiner Ankunft sah er auf der Restaurationsterrasse des Hotels, um ihn herum das Badepublikum, essend, trinrend, rauchend, beschäftigt mit Hüt und Klatsch. Aber er achtete nicht auf seine Umgebung. Er sah auf die schwarze See hinaus, deren brandendes Rauschen zu ihm hinauf tönte. Die Sterne strahlten vom dunklen Himmel herab, er sah und wieder grüßte der Mond aus zerfahrenen Wolken hervor. Er gab sich gern dem Rauber der Meeressäuger hin. Dabei konnte er sich nicht verhehlen, daß er immer noch von einem geheimnisvollen Augerpaar träumte. Wohllich kam ihm die Frage, welche Stimme sie wohl haben möchte. Und es schien ihm sicher, daß sie von vollem Anklang sein möchte. Zu den Augen konnte keine andere Stimme gehören.

Er drehte sich nach dem Kellner um, er wollte zählen. Plötzlich rüttelte er zusammen und im Moment schob ihm der Bediente durch den Kopf, es müßte eine Schicksalsfügung geben. Ein paar Tische vor ihm entfernt sah sie mit der Dame, in deren Gesellschaft er sie in der Potsdamer Straße gesehen hatte. Als er die Terrasse verließ, mußte er dicht an dem Tisch der Beiden vorbeigehen. Sie waren schon aufgebrochen. Auf dem Pfad des Mädchens lag etwas Weißes. Er nahm es auf. Es war ein Täufchentuch aus feinem Batist. In einer Ecke stand der gefaltete Name: Maria. Ein leichter Parfümergeruch entstieg dem Gewebe. Er steckte es in die Brusttasche. Ihm war sofort klar, daß das Tuch ihm als Erinnerung dienen müßte, die Bekanntschaft des jungen Mädchens zu machen.

Am nächsten Morgen traf er sie, als er vom Bode zurückkam, am Strande. Er stellte sich ihr vor, erinnerte an das flüchtige Zusammenreffen in Berlin und überreichte ihr das Tuch. Sie dankte ihm mit freudlichem Lächeln und reichte ihm die Hand mit der ruhigen Sicherheit einer jungen Dame der guten Gesellschaft. Ihre Stimme klang voll und tief, wie er vermuthet hatte. Diese Bestätigung seiner Ansicht gewährte ihm eine gewisse Genugthuung. Der Psychologener hatte sich wieder bedacht.

Seinen Vorschlag, einen kleinen Spaziergang zu machen, nahm sie an. Sie schritten nebeneinander am Strande entlang, in der Richtung nach dem Leuchthurm zu. Während sie so an seiner Seite ging, konnte er sie genauer betrachten. Sie war nicht mehr ganz jung. Sie mochte zweiundzwanzig Jahre sein, vielleicht auch viel unjünglicher, älter kaum. Der große Strandhut stand ihr bei ihrem frischen Gesicht vorzüglich. Die andere Dame war, wie er im Laufe des Gesprächs erfuhr, ihre Mutter. Von ihren weiteren Familienverhältnissen sprach sie nicht und er wagte nicht zu fragen, um nicht indiskret zu erscheinen. Was brachte er auch schließlich zu forschen! Daß sie aus guter Familie war, zeigte ihr Benehmen, und ihren ungeschuldbigen Kindercharakter bezeugten ihm die Augen, die noch immer den geheimnisvollen Ausdruck zeigten, der ihn von Anfang an gefesselt hatte.

Nach kurzer Zeit wurde sie müde. Sie ließ sich in den weissen Sand der Düne nieder, er setzte sich neben sie. — Vor ihnen brannte im hellen Licht der Morgen-sonne schimmernd und flimmernd das Meer. Die weißen Wogen hoben sich aus dem grünen Wasser empor, liefen schäumend auf den Strand und rollten machlos wieder zurück. Ein leichter Wind wehte von der See und trieb den feinen Sand durch das harte Gras. Ein paar Wöden flogen hin und her. Ganz fern am Horizont tauchte ein weißes Segel auf. Ringsum war kein Mensch zu sehen, das Meerbad verdeckten die Dünenhügel. In dieser stillen Einsamkeit war es ihm, als kamne er die junge Dame schon lange Jahre, als wären sie Schicksalsschwäger, beide zusammen allein auf eine einsame Insel verschlagen. Und ihm kam der Wunsch, sich mitzutheilen, Vertrauen gebend, um Vertrauen zu nehmen. Er erzählte ihr von seinen wissenschaftlichen Leiden und Freuden, von seinen psychologischen Studien, und in seinem Aufhorchen er auch auf ihre Augen, wie sie ihn gesehelt hätten, wie er sie sich beute.

Sie hatte ihm bis dahin schweigend zugehört. Jetzt unterbrach sie ihn plötzlich und erwiderte: „Wie ich es liebe, das weite unendliche Meer. Ihm gegenüber

sieht man sich so recht nichtig in seiner ganzen menschlichen Zügellosigkeit.“ Die plötzliche Unterbrechung verlebte ihn ein wenig, aber der geduldete Gedanke verließ ihn wieder.

„Ja, ich verstehe dies Gefühl,“ sagte er, „nur zweimal habe ich es ähnlich gehabt. Drogen in den Alpen, in jener Region, wo keine Pflanze mehr wächst und am Kraterabende des Vesuv, wo man hineinsehend in den Feuer-Kessel des Erdinnern, aus dem die gewaltigen Flammen emporschlagen.“

Sie nickte nur flüchtig. Für ihn aber hatte diese Uebereinstimmung in den Gefühlen etwas Ergreifendes. Wieder war es ihm, als wenn er mit diesem Mädchen ganz besonders zusammengehörte und von einer plötzlichen Aufwallung hingegerissen, sagte er ihre kleine Hand und lächelte sie mit langem Kuß auf das graue Leder des Handschuhs. Sie sah ihn mit den großen Augen an: durchdringend, fragend, räthselhaft. Er mußte nicht, wie er diesen Blick deuten sollte. Dann entzog sie ihm die Hand ruhig und stand auf.

Sie schlug den Heimweg ein, er folgte ihr. Lange gingen sie schweigend nebeneinander her. Ihm schien es, als wolle sie ihm etwas sagen. Aber sie schwieg. Schließlich sprach sie aber gleichgültige Dinge. Als sie vor ihrem Hotel angekommen war, reichte sie ihm lächelnd die Hand.

„Also bis morgen,“ sagte sie. Der Händedruck, das freudliche Lächeln und die Verheißung eines Wiedersehens beschäftigten ihn unablässig. Den ganzen Tag bekam er die Damen nicht mehr zu Gesicht; aber die kleinen Kinderaugen verfolgten ihn. Er ließ durch den tiefen Sand bis zum Leuchthurm und wieder zurück, um seiner Ruhe Herr zu werden. Dabei legte er sich die Frage vor, ob er wirklich ernstlich verliert, und nachdem er alle Anzeichen pro contra streng wissenschaftlich abgemogen hatte, kam er zu dem Schlus, daß er eine bejahnende Antwort nicht gut herkommen würde.

An Abend dieses für ihn in jeder Beziehung anstrengenden Tages sah er auf einer Bank an der Promenade und blühte in das dunkle Meer. Seine Gedanken drehten sich immer um einen Punkt und dem armen geplagten Centralorgan wollte absolut Nichts einfallen. Eben war in großer, rothgelber Seibe der Mond über dem Horizont emporgestiegen, ruhig, erhaben. Auf dem Wasser schillerte es silbern und goldig. Hin und wieder zog langsam eine Wolke vorüber und das flüchtige Licht blühte in sonderbaren Gestalten auf. Die kleinen Wellen rauschten auf den Sand, ein linde Wind umspülte ihm die Stirn, durch die Rüste klang ein wunderbar Getöse und ihm war's, als hörte er einen Namen: Maria. In den Wellern war es lebendig und die Meerfrau tauchte heraus, ein Dämon von Perl und edlen Steinen im goldenen Haar und ihr Hosihaft folgte ihr, Edelsteinen und Jungfräulichen mit weißen Armen und weissen Schultern und alle hatten Perlen und Diamanten im goldgelben Haar. Damit spielten die Wogen und breiteten es aus vor seinem entäuschten Bild. Die weißen Arme winkten und die weissen Schultern lodten, das goldige, edelsteinfunkelnde Haar flimmerte auf den Wellen, die Meerfrau sah ihm mit großen, geheimnisvollen Augen an und der laue Westwind säuferte ihm einen Namen in's Ohr: Maria! — Da hat ihn ein verpacktes Spaziergänger gewendet und ihm wohinfern gerade gehend, sein Bett aufzufuchen, denn die Nacht waren kühl, um im Freien zu schlafen.

Als der Doktor in seinem Zimmer war, mußte er sich eingestehen, daß es sogar sehr ernsthaft war. Er hatte das Meerleuchten gesehen und dabei allerhand wunderliche Zeug geträumt. Er beschloß, am nächsten Tage alle nöthigen Schritte zu thun, um sich über die junge Dame Klarheit zu verschaffen, denn, so sagte er sich, warum soll die zukünftige Frau Doctor Herwart nicht ein Mädchen mit Kinderaugen sein!

Am Morgen kaufte er einen Rosenstrauch. Aber er suchte vergeblich am Badefrauen. Sie schienen nicht Wort zu halten, trotz ihres „Also bis morgen!“ Als er in sein Dorf zurückkehrte, war soeben der Dampf von Norden eingetroffen.

Auf der Promenade kam ihm die junge Dame entgegen. Er fragte. An ihrer Seite ging ein Herr, während drei Jungen im Alter von sechs bis neun Jahren ihr an Armen und Händen gingen. Er lächelte seinen Hut.

„Guten Morgen, Herr Doktor, darf ich Ihnen meinen Mann und meine Söhne vorstellen? Sie sind jetzt nach Beginn der Schulferien der Mutter gefolgt.“

Sie lächelte wieder mit ihrem eigenartigen flüchtigen Lächeln.

Herwart lächelte, daß er puterth war. Er überreichte ihr das Bouquet, sprach ein paar alltägliche Worte mit dem Gatten, dann machte er, daß er fortkam, das nagende Gefühl im Herzen, sich nicht ganz tabellos aus der Affaire gezogen zu haben.

Selbigen Vormittags verließ er Nordbergn. Als er in vorgeschrittener Nachtstunde im Bremer Rathskeller beim Rheinwein saß, schlug er plötzlich mit der Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirren: „Drei Dämmels — mindestens 20 Jahre — und das hat Kinderaugen! Hol' der Teufel die Psychologie!“ „perat scientia — Kellner, noch eine Rübelsheimer!“

Zum Wohlfahrer bedarf es eines guten Herzens und eines schlechten Gedächtnisses.

Farben des Alterthums.

Im Alterthum war man auf nur wenige Farben angewiesen, außer dem Indigo und der Purpurfarbe weiß auf Mineralfarben; aber dafür waren schon eine derartige außerordentlichen Reichthum, daß sie heute noch nach Jahrtausenden wohlgeliebt sind, obwohl sie dem Einfluß der Sonne und Atmosphäre ausgesetzt waren. Besonders zeigt sich dies an den Baubildnern der alten Aegypter, an denen zwar die Bausteine verwittert, die Farben indes noch unverändert geblieben sind. Die Farbe, die am meisten verwendet wurde, ist ein unter dem Namen „Pompejanisches Roth“ bekanntes Gemisch von Eisenoxyd (natürlichem Rotheisenstein) und Thon. Diese Farbe ist weder vom Sonnenlicht Aegyptens während fünfzehnhundert Jahren noch von Witterungseinflüssen verändert worden und wird auch von den Säuren nicht angegriffen. Sie ist zu jener fernem Zeit in einem solch außerordentlichen Grade der Reinheit zubereitet worden, wie wir heute unsere Farben nur durch Niederschläge auf chemischem Wege erhalten; sie warde jedenfalls zwischen Steinen unter Wasser verrieben. Eine gleichwertige Farbe, die ebenfalls häufig vorkommt, besteht aus natürlichem Eisenoxyd, vermischt mit viel Thon, Kalk und Wasser; die Mischung, ein schönes Gelb ergibt, bräunt sich beim Erhitzen; durch Vermischung beider erzeugte man Orange. Als Gelb wurde jedoch auch Goldbronze und Blattgold verwendet. Als blaue Farbe diente eine Art Glas mit Zusatz von Kupfererz, die am Beständigkeit den vorgenannten nichts nachgibt, so daß selbst Säuren nur eine geringe Wirkung an der Oberfläche hervorbringen vermögen. Weiße Farbe wurde durch Gips hergestellt und dieser auch als Grundfarbe zu blauen Farben verwendet, wozu er auch wohl mit organischen Farbstoffen, z. B. Vermuthet man Krapp bei Färblich, verzeigte wurde. Das Verbleiben und die Haltbarkeit der Farben wurde jedoch falls durch Zusatz von Gummi erreicht. Interessant ist, daß sich die Künstler aufgefundenen Schriftzeichen zufolge der Unvergleichlichkeit der Farben wohl bewußt waren.

James Watt führte bekanntlich als praktische Maßigkeit für mechanische Kraft die „Pferdekraft“ (Horsepower) ein, und zwar bezeichnet man damit eine Kraft von 75 Sechshundert-Kilogrammmeter, d. h. eine Kraft, die im Stande ist, in einer Sekunde 75 Kilogramm einen Meter hoch zu heben. Thatsächlich ist aber die mittlere Kraft des Pferdes zu dieser Leistung nicht ausreichend; denn sie ist, wie neuerer an 250 Pferden ausgeführte Versuche ergaben, nur im Stande, 30 Kilogramm in einer Sekunde einen Meter hoch zu heben. Die Bezeichnung entstand auf folgende Weise: Eine der ersten von Watt konstruirten Dampfmaschinen sollte in der Brauerei von Widdow in England ein bis dahin von Pferden getriebenes Pumpwerk in Bewegung setzen. Um nun, nachdem vereinbart worden war, daß die Maschine daselbst leisten sollte, wie ein starkes Pferd, eine möglichst kräftige Maschine zu erhalten, stellte der Brauer die von einem Pferde geleitete Wassermenge in der Weise fest, daß er ein kräftiges Thier unter Peitschenhieben ununterbrochen volle acht Stunden lang bis zur äußersten Ermüdung arbeiten ließ, und es gelang ihm so, zwei Millionen Kilogramm Wasser fördern zu lassen. Mit Berücksichtigung der Hubhöhe ergab dies allerdings eine Arbeit, die dem Heben von 75 Kilogramm um einen Meter in der Sekunde gleichkommt; aber dies Ergebnis ist eben unter ganz ungewöhnlichen Verhältnissen erreicht und hätte eigentlich nicht als Grundlage einer technischen Maßbezeichnung gelten sollen, dennoch ist es in der That verwendet und als Grundlage des Begriffes „Pferdekraft“ angesehen worden.

Die Presse bei den Eskimos. Die Polargegenden, kreuzigt das Journal des Debats, nehmen jetzt an allen Wohlthaten der Civilisation Theil: es existirt sogar ein artistischer Journalismus. Drei Blätter sind es, die dort erscheinen. Das eine, „Der Eskimos Anzeiger“, erblickt das Tageslicht nicht weit vom Prince-George-Gap in einem Eskimo-Dorf, wo englische Missionäre eine Schule gründeten. Es erscheint nur einmal im Jahre, um die Ankunft des einzigen Dampfers zu feiern, der den Missionären die Neuigkeiten der übrigen Welt überbringt, und ist auf einem kleinen, cartonartigen Papier gedruckt. Ebenso kommt in Godhauf auf Grönland jährlich eine Zeitung heraus, die sich „Mnagagilitint nalingingnarmik In-sarminnassasamik“ bezieht, was zu Deutsch ungefähre bedeutete soll: Einiges Lesenswerthe, interessante Neuigkeiten aller Art. Dieses Journal mit dem vielversprechenden, aber etwas langen Titel ist manchmal auch illustriert. Die dritte Zeitung endlich, die auf Grönland gedruckt wird, heißt „Ka ladlit.“

Ein Salzberg. In Rumänien soll ein Berg aufgefunden worden sein, der aus einem einzigen massiven Block von Steinhalz besteht. Eine ganz dünne Schicht Salz liegt auf dem Berge in jenen Gegenden weder häufiger, noch heftiger Regengüssen. Da in Rumänien die Salzgewinnung legal und das Salz mit einer sehr hohen Steuer belastet ist, so hat die Regierung den Berg durch eine Reihe von militärischen Posten einschließen lassen, welche die von allen Seiten herbeiströmenden Bauern daran hindern soll, sich kostenlos einige Maßchen des unentbehrlichen Minerals zu verschaffen. Das Vorkommen

Was heißt Pferdekraft? James Watt führte bekanntlich als praktische Maßigkeit für mechanische Kraft die „Pferdekraft“ (Horsepower) ein, und zwar bezeichnet man damit eine Kraft von 75 Sechshundert-Kilogrammmeter, d. h. eine Kraft, die im Stande ist, in einer Sekunde 75 Kilogramm einen Meter hoch zu heben. Thatsächlich ist aber die mittlere Kraft des Pferdes zu dieser Leistung nicht ausreichend; denn sie ist, wie neuerer an 250 Pferden ausgeführte Versuche ergaben, nur im Stande, 30 Kilogramm in einer Sekunde einen Meter hoch zu heben. Die Bezeichnung entstand auf folgende Weise: Eine der ersten von Watt konstruirten Dampfmaschinen sollte in der Brauerei von Widdow in England ein bis dahin von Pferden getriebenes Pumpwerk in Bewegung setzen. Um nun, nachdem vereinbart worden war, daß die Maschine daselbst leisten sollte, wie ein starkes Pferd, eine möglichst kräftige Maschine zu erhalten, stellte der Brauer die von einem Pferde geleitete Wassermenge in der Weise fest, daß er ein kräftiges Thier unter Peitschenhieben ununterbrochen volle acht Stunden lang bis zur äußersten Ermüdung arbeiten ließ, und es gelang ihm so, zwei Millionen Kilogramm Wasser fördern zu lassen. Mit Berücksichtigung der Hubhöhe ergab dies allerdings eine Arbeit, die dem Heben von 75 Kilogramm um einen Meter in der Sekunde gleichkommt; aber dies Ergebnis ist eben unter ganz ungewöhnlichen Verhältnissen erreicht und hätte eigentlich nicht als Grundlage einer technischen Maßbezeichnung gelten sollen, dennoch ist es in der That verwendet und als Grundlage des Begriffes „Pferdekraft“ angesehen worden.

Die Presse bei den Eskimos. Die Polargegenden, kreuzigt das Journal des Debats, nehmen jetzt an allen Wohlthaten der Civilisation Theil: es existirt sogar ein artistischer Journalismus. Drei Blätter sind es, die dort erscheinen. Das eine, „Der Eskimos Anzeiger“, erblickt das Tageslicht nicht weit vom Prince-George-Gap in einem Eskimo-Dorf, wo englische Missionäre eine Schule gründeten. Es erscheint nur einmal im Jahre, um die Ankunft des einzigen Dampfers zu feiern, der den Missionären die Neuigkeiten der übrigen Welt überbringt, und ist auf einem kleinen, cartonartigen Papier gedruckt. Ebenso kommt in Godhauf auf Grönland jährlich eine Zeitung heraus, die sich „Mnagagilitint nalingingnarmik In-sarminnassasamik“ bezieht, was zu Deutsch ungefähre bedeutete soll: Einiges Lesenswerthe, interessante Neuigkeiten aller Art. Dieses Journal mit dem vielversprechenden, aber etwas langen Titel ist manchmal auch illustriert. Die dritte Zeitung endlich, die auf Grönland gedruckt wird, heißt „Ka ladlit.“

Das höchste Honorar. In einer Gesellschaft räumte sich Alexander Dumas, für seine Artikel stets sehr hohe Honorare erlangt zu haben. „Das ist ganz hübsch,“ sagte ein ihm Unbekannter zu ihm, „was war denn das höchste, das Sie erzielten?“ „Kein Franken für die Linie,“ versetzte Dumas. „So! Das ist gar nichts“, fuhr der andere fort, „ich habe für eine Linie eine halbe Million Franken bekommen.“ „Wirtlich?“ erwiderte Dumas mit ungläubigem Lächeln, „was sind Sie denn?“ „Eisenbahn-Ingenieur!“

Die Bierloche zu Sittau. Noch im Jahre 1793 wurde an jedem Abend um 9 Uhr eine Glocke geläutet. Sobald dieselbe geöhrt wurde, mußte sich jeder Mann aus dem Wirtshause nach Hause begeben. Wer danach noch den Circular-Weisern noch im Wirtshause verweilt wurde, wurde in Gegenwart gebracht und daraus erst dann entlassen, wenn er außer dem Stock und Backgeld, noch 12 Groschen Strafe erlegte hatte. Der Wirt, bei dem die späte Gast angetroffen wurde, mußte ein Neu-Schod Strafe leisten.

Strenge Disziplin. Lazaretkranke: „Herr Unteroffizier, wie lange habe ich noch zu leben?“ Lazaretkranke: „Das weiß ich nicht, das wird erst morgen bei der Parole bestimmt!“

Ungeachtetig. Chef (der seinen Kommiss über den Wägen eingeklemmt gefunden hat): „Ich will Ihnen etwas sagen, Meyer, am nächsten „Erten“ können Sie gehen.“ Kommiss (mürrisch): „Na, deshalb brauchen Sie mich doch nicht jetzt schon aufzuwecken!“

Vorsichtig. Kellner: „Was belieben zu speisen?“ Gast: „Ein Beersaat, — aber groß! Ich bin nerod, jede Kleinigkeit regt mich auf!“

Guter Geschmack. Gefängniß-Inspeltor (zu einem neu eingelieferten Gefangenen): „Weld Beschäftigung sagt Ihnen am meisten zu?“ Gefangener: „Ja, Herr Inspeltor, ich bin weder Schuster noch Schneider, noch sonst was. Könnte ich nicht als Reisender in Gefängniß-Artikeln engagiert werden.“

Grund des Dienstraufsichts. „Und warum wollen Sie denn unseren Dienst verlassen, Anna?“ Kägin: „Der Doctor hat meinem Grenadier kräftiger Kost verschrieben!“

Immer nobel. Bettler (eine Gabel zurdickend): „Nee, danke! Ich bin bloß gekommen, um meine Abschiedsbrüste zu machen, weil ich morgen eine längere Arreststrafe anrete!“

Karriere. Der kleine Benjamin: „Waterleben, ich bin was geworden!“ Water: „Wein Segen! Was bist Du denn geworden?“ Benjamin: „rausgeschmissen bin ich geworden!“

des Steinhalzes in jenen Gegenden ist durchaus nichts Auffälliges, da man auch in dem benachbarten Siebenbürgen an vielen Orten auf große Lager des reinen Salzes stößt, welche vielfach bergmännisch ausgebeutet werden, auch in Rumänien selbst sind mehrere unterirdische Steinsalzlager bereits bekannt. Auffällig ist nur die Thatsache, daß ein aus Salz bestehender Berg Jahrtausende hindurch den Einflüssen der Witterung hat Widerstand leisten können, ohne vernichtet zu werden.

Vaderewski's „Menuett“. Als Vaterewski noch Professor am Warschauer Conservatorium war, besand er sich eines Abends im Hause des bekannten polnischen Schriftstellers Schwizotowski. Letzterer behauptete, daß sich keiner der lebenden Componisten mit Mozart an Einfachheit und Schönheit messen könnte. Vaterewski züchte zu mindesten nur mit den Schultern, erschien aber an einem der nächsten Tage wieder in demselben Hause und setzte sich an's Piano. — „Darf ich Ihnen eine Kleinigkeit noch nicht kennen, vorspielen?“ — Er spielte das später so berühmte geworden „Menuett“. Schwizotowski war entzückt und rief: „Werden Sie nun nicht selbst zugeben, daß ein Musikstück wie dieses heutigen Tages nicht componirt werden kann?“ — „Ja, ich weiß freilich nicht“, erwiderte Vaterewski, „das, was Sie eben hörten, hab' ich freilich schon gestern geschrieben.“

Autz vor Höreschluss! Pietro Mascagni besand sich als Kapellmeister einer kleinen Schauspielertruppe in Cerignola (Apulien), als er zufällig in einer alten Mailänder Zeitung die Anzeige las, daß der Musikalienverleger Sonogno in Mailand einen Preis aus eine neue einaktige Oper ausgeschrieben habe. Mascagni idgerete nicht, trotz der beinahe schon abgelaufenen Zeit sich zu betheiligen. Zwei Freunde verfassten den Opernert, sandten denselben, auf Postkarten geschrieben, ihm südwestlich, Mascagni componirte lustig drauf los und war in sechs Wochen fertig. Die Preisrichter ertheilten seiner Oper, die als die letzte eingelaufen war, einstimmtig den Preis. Am 18. Mai 1890 ward sie zuerst aufgeführt unter dem Titel „Cavalleria rusticana.“

Das höchste Honorar. In einer Gesellschaft räumte sich Alexander Dumas, für seine Artikel stets sehr hohe Honorare erlangt zu haben. „Das ist ganz hübsch,“ sagte ein ihm Unbekannter zu ihm, „was war denn das höchste, das Sie erzielten?“ „Kein Franken für die Linie,“ versetzte Dumas. „So! Das ist gar nichts“, fuhr der andere fort, „ich habe für eine Linie eine halbe Million Franken bekommen.“ „Wirtlich?“ erwiderte Dumas mit ungläubigem Lächeln, „was sind Sie denn?“ „Eisenbahn-Ingenieur!“

Die Bierloche zu Sittau. Noch im Jahre 1793 wurde an jedem Abend um 9 Uhr eine Glocke geläutet. Sobald dieselbe geöhrt wurde, mußte sich jeder Mann aus dem Wirtshause nach Hause begeben. Wer danach noch den Circular-Weisern noch im Wirtshause verweilt wurde, wurde in Gegenwart gebracht und daraus erst dann entlassen, wenn er außer dem Stock und Backgeld, noch 12 Groschen Strafe erlegte hatte. Der Wirt, bei dem die späte Gast angetroffen wurde, mußte ein Neu-Schod Strafe leisten.

Strenge Disziplin. Lazaretkranke: „Herr Unteroffizier, wie lange habe ich noch zu leben?“ Lazaretkranke: „Das weiß ich nicht, das wird erst morgen bei der Parole bestimmt!“

Ungeachtetig. Chef (der seinen Kommiss über den Wägen eingeklemmt gefunden hat): „Ich will Ihnen etwas sagen, Meyer, am nächsten „Erten“ können Sie gehen.“ Kommiss (mürrisch): „Na, deshalb brauchen Sie mich doch nicht jetzt schon aufzuwecken!“

Vorsichtig. Kellner: „Was belieben zu speisen?“ Gast: „Ein Beersaat, — aber groß! Ich bin nerod, jede Kleinigkeit regt mich auf!“

Guter Geschmack. Gefängniß-Inspeltor (zu einem neu eingelieferten Gefangenen): „Weld Beschäftigung sagt Ihnen am meisten zu?“ Gefangener: „Ja, Herr Inspeltor, ich bin weder Schuster noch Schneider, noch sonst was. Könnte ich nicht als Reisender in Gefängniß-Artikeln engagiert werden.“

Grund des Dienstraufsichts. „Und warum wollen Sie denn unseren Dienst verlassen, Anna?“ Kägin: „Der Doctor hat meinem Grenadier kräftiger Kost verschrieben!“

Immer nobel. Bettler (eine Gabel zurdickend): „Nee, danke! Ich bin bloß gekommen, um meine Abschiedsbrüste zu machen, weil ich morgen eine längere Arreststrafe anrete!“

Karriere. Der kleine Benjamin: „Waterleben, ich bin was geworden!“ Water: „Wein Segen! Was bist Du denn geworden?“ Benjamin: „rausgeschmissen bin ich geworden!“

Wie der Herr, so der Diener. Herr: „Weßhalb wollen Sie denn aus meinen Diensten gehen, Johann?“ Diener: „Weil Sie mich vor vierzehn Tagen geprügelt haben, als ich betrunken war!“

Herr: „Davon weiß ich gar nichts!“ Diener: „Glaub's schon. Es ist aber trotzdem so; mir fiel's auch erst heute wieder ein, als ich den Kötchenjungen durchschaltete!“

Erstiger Grund. A: „Ich kann Dir sagen, einmal in meinem Leben habe ich mit der geladenen Pistole vor dem Spiegel gestanden, um mich zu erschießen!“ B: „Und weßhalb küßtest Du den Vorjah nicht aus?“ A: „Ich hatte am nächsten Tag Geld nötig und mußte deshalb die Pistole versetzen!“

Der gute Onkel. Onkel (zum Arzt, der ihm mittheilt, daß die gefährliche Krankheit überstanden): „Bitte meinem lieben Nissen die Nachsicht von meiner Genesung mit möglichster Schonung mitzutheilen. Der gute Junge hat sich schon so sehr auf die Erbschaft getreut.“

Also auf den Kopf hat Sie der Platzschulber gestossen? Bauer: „Ja — i hab scho Besch, daß mir der Kerl grad an so a saubermann Stell' treffen mußte!“

Aber, Herr Lieutenant, Sie werden mir doch nicht ernstlich einreden wollen, daß Sie mich wirklich lieben! Weßhalb nicht, meine Gnädige? Das ist bei Ihrem Vermögen durchaus natürlig.

Der Unterschied. Karlchen: „Papa, welcher Unterschied ist zwischen einer Erkältung und der Influenza?“ Papa: „Das will ich Dir sagen, mein Junge. Wenn der Arzt die Krankheit Erkältung nennt, dann beträgt seine Rechnung ungefähre 5 Mark; nennt er sie aber Influenza, so beträgt sie 50 Mark. Der Unterschied ist also ungefähre 45 Mark.“

Sind. Student: „Sie haben doch 'n kolossales Glück, Meister; gestern machten Sie mir 'n Kusung und heute gewinne ich in der Lotterie, so daß ich Ihnen gleich fünf Mark anzahlen kann!“

Ihr Standpunkt. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold,“ sagte Herr Mückebein zu seiner klaffschäftigen Frau. „Dreißig Mark in Silber sind mir aber doch lieber als zwanzig Mark in Gold,“ entgegnete diese und klatschte weiter.

Kathederblüthe. Professor (der Augenheilende, zu den Eltern): „Meine Herren! Das schrecklichste Koch ist, blind geboren zu werden, denn wenn ein solcher Mensch das Licht der Welt erblickt, so ist es nur ein Unglück für ihn!“

Er kennt ihn. Student (zum Bekannten, der gleichzeitig mit einem Berichtsovulier eintritt): „Aber, Mensch, wie hast Du mich denn hier in der Straße gefunden?“ „D, ich bin einfach diesem Herrn nachgegangen!“

Sich krümmt sich. Lehrer: „Nun, Bispel, was ist die Hälfte von einem Viertel?“ Schüler (Sohn eines Wirthes): „Schum!“

Verkannte Situation. Betrunkener (bei strömendem Regen im Rinnlein liegend): „Deubel, det scheint hier durchzuzerren!“

Böse. Fröhlich erzählt in großer Gesellschaft, in Gegenwart seiner älteren Schwester: „Unsere Elisabeth kann im Dunteln sehen wie eine Krabe. Als Herr Müller in die Stube kam, wo wir ganz im Dunkeln saßen, hörte ich, wie sie sagte: „Arthur, Du bist ja heute nicht rasirt.“ Elisabeth erwiderte.

Feiner Trost. „... Aber was machen Sie denn heute für ein griesgrämiges Gesicht?“ „Ich habe so starke Zahnschmerzen!“ „Da gratulire ich Ihnen herzlich!“ „Was, zu meinen Zahnschmerzen gratuliren Sie mir?“ „Nun, wenn man mit achtzig Jahren Zahnschmerzen haben kann, da darf man schon gratuliren!“

Vor der Schulprüfung. Mutter der kleinen Elise (zu Nachbarin): „Nicht wahr, Friz, Du hilfst der Elise etwas, daß sie nicht sitzen bleibt!“ Nachbarin: „Aber, Frau Müller, ... ich kann sie doch jetzt noch nicht setzen!“

Schlechte Anrede. Herr Wirth, nun behauptet die böse Welt gar, Sie hätten einen Frosch im Wein gegeben!“